



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

4)

Roman von D. Elſter.

„Sie brauchen nicht zu erröthen, mein liebes Fräulein,“ fuhr ſie freundlich fort. „An die bewundernden Blicke der Welt werden Sie ſich als Künſtlerin gewöhnen müſſen, und noch dazu in Berlin! Eine ſolche reizende Erſcheinung wie Sie, mein liebes Fräulein, bleibt ſelbſt hier nicht unbemerkt. Aber haben Sie nur keine Furcht — Sie ſtehen unter meinem Schuß. Ich kenne die Welt und das Leben. Bei mir wohnen jezt drei junge Künſtlerinnen außer Ihnen. Sie werden halb mit Ihnen Freundschaft ſchließen, es ſind nette junge Damen. Außerdem wohnen noch einige vornehme Herren bei mir.“

„Ei, ei, Meta,“ unterbrach Doktor Hartung ſeine redeluſtige Schweſter, „Deine Penſion ſcheint ſich ſehr gehoben zu haben.“

„Hat ſie auch, lieber Bruder,“ entgegnete die Frau Rautmann ſtolz. „Ja, meine Frau Rath,“ wandte ſie ſich an die faſſungslos daſſigende Frau Rätthin, „ich habe es mir ſauer werden laſſen. Als vor zehn Jahren mein Mann ſtarb — wir beſaßen ein Geſchäft in der Friedrichſtraße — da ſtand ich ziemlich mittellos da. Nur einige hundert Thaler blieben mir nach Verkauf des Geſchäftes. Da griff ich dann das Leben reſolut an und gründete eine kleine Penſion. Nach und nach hob ſich mein Geſchäft und jezt beſiße ich zwölf Zimmer, eines beſſer eingerichtet als das andere. Das hat Arbeit gekoſtet, verehrte Frau Rath,“ ſetzte ſie ſtolz hinzu, „aber es hat ſich auch gelohnt.“

„Ich glaube es gern,“ entgegnete die Rätthin kleinlaut.

Der Kaffee wurde gebracht und Frau Meta Rautmann plauderte noch von dieſem und jenem und allmählich beruhigten ſich die Nerven der Rätthin und Willy's wieder etwas; ſie fühlten ſich ſicher in dem Schuß dieſer energiſchen ſtattlichen Dame mit der tiefen, männlichen Stimme und dem kleinen dunklen Schnurrbärtchen auf der Lippe.

Später zeigte Frau Rautmann den Damen die Wohnung. „Hier iſt das gemeinſame Eßzimmer,“ ſagte ſie, einen großen düſteren Raum öffnend, der jedoch mit ſchweren Eichenmöbeln ausgeſtattet war. „Die jungen Damen eſſen faſt alle bei mir, die Herren vielfach außerhalb.“

„Hier nebenan iſt das Muſikzimmer für diejenigen jungen Damen, die ſich kein eigenes Piano halten. Hier in dem Hinterhauſe liegen die Küche und mein Schlafzimmer. Dort in jenem Flügel die Zimmer für die Herren und hier dieſe vier Zimmer habe ich für meine Penſionärinnen reſervirt. Das da ſoll Ihr Zimmerchen werden, mein liebes Fräulein.“

Sie öffnete die Thür eines kleinen, ſchmalen, einſenſtrigen Zimmers, welches nach dem Hofe zu lag. Das Licht fiel nur gedämpft hinein, denn der Hof war umgeben von fünfſtöckigen Hinterhäuſern, deren Mauern von Qualm und Ruß geſchwärzt waren. Das Gepäck Willy's befand ſich bereits in dem Zimmer und verſperrte faſt vollſtändig den Raum. Sonſt ſtand noch ein ſchmales Bettchen, ein kleiner Kleiderſchrank, ein altes hartes

Sopha, ein wacklicher, runder Tiſch, eine Kommode und einige Rohrſtühle in dem Gemach. Ein halberblindeter Spiegel hing über dem alten Sopha, weiße Tüllgardinen vor dem Fenſter und zwei geborstene Vaſen aus dem Fünffzigpfennig-Bazar vollendeten die Ausſtattung des Zimmers, das einen unwohnlichen, unfreundlichen Eindruck machte.

„Sie wollen ja nur ein kleines Zimmer, mein liebes Fräulein — das iſt auch ſehr richtig, denn mein Vorderzimmer kann ich unter ſechs Mark für den Tag nicht abgeben. Hier wohnen Sie für einen geringen Preis — ich hoffe, daß es Ihnen recht ſein wird?“

„Ja — ja,“ küſterte Willy.

„So wollen wir Sie einige Zeit allein laſſen. Sie müſſen gewiß Ihren Koffer auspacken und Ihre Frau Mutter hilft Ihnen dabei. Komm, Ernst — laſſen wir die Damen allein. Sie finden mich im Eßzimmer wieder, meine Damen.“

Damit rauſchte die ſtattliche Frau Rautmann davon. Doktor Hartung nickte Willy lächelnd zu, dann folgte er ſeiner Schweſter.

Willy ſank wie gebrochen auf den großen Reiſekorb nieder, faltete die Hände in den Schooß und blickte troſtlos zur Erde nieder. Die Rätthin wußte nichts zu ſagen; ſie hatte die Empfindung, als hätten ſie alleſammt einen fürchtbar dummen Streich gemacht und als ſollte ſie mit Willy ſofort wieder abreiſen.

„Willy,“ begann ſie ganz kleinlaut und ſchüchtern, „das iſt ja hier entſetzlich . . . ich kann Dich hier nicht allein laſſen . . .“

Da warf Willy plötzlich den Kopf mit einer energiſchen Bewegung zurück und erhob ſich. Ihre frühere Entſchloſſenheit und ihr feſter Wille kehrten zurück.

Umkehren auf dem einmal betretenen Wege konnte und wollte ſie nicht mehr.

Weiter ſchreiten wollte ſie, feſt den Blick auf ihr Ziel gerichtet.

„Weßhalb nicht, Mama?“ fragte ſie mit entſchloſſener, wenn auch leiſe bebender Stimme. „Frau Rautmann iſt eine ehrenwerthe Dame, ich werde doch an ihr einen Schuß und eine Stütze finden, und wenn noch mehr junge Mädchen hier wohnen, weßhalb ſollte ich es nicht können? Beunruhige Dich um meinethwillen nicht, Mama,“ fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort. „Es kommt uns hier Alles nur ſo ungewohnt, ſo fremd vor, deßhalb fühlen wir uns unbehaglich. Laß mich nur erſt acht Tage hier ſein — dann werden fröhliche Laune und Arbeitsluſt ſchon wiederkehren. Und nun komm und laß uns meine Kleider auspacken.“

Die Arbeit half der Rätthin über die wehmüthige Stimmung fort, die ſie beſchlichen hatte, und als man am Abend in dem großen, jezt durch elektriſches Licht hell erleuchteten Eßzimmer ſaß, die anderen jungen Damen plauderten und lachten, Frau Rautmann ſich in liebevoller Weiße Willy's annahm, ſie mit den Damen und den Herren bekannt machte und ſich eine lebhaftige Unterhaltung entſpann über die Sehenswürdigkeiten

ber Stadt, über Kunst, Konzerte und Theater, da verschwand das wehmüthige Gefühl, das Heimweh nach dem stillen Heimgarode vollständig und voll Stolz blickte die Frau Rath auf ihre Tochter, welche nun auch in die große Welt, in die Welt der Kunst, in die glänzende Gesellschaft eintreten sollte.

Als sie in einem prächtigen Gastzimmer der Frau Rautmann sich zur Ruhe legte, gaukelte die lebhaft Phantasie der guten Dame glänzende Zukunftsbilder vor, sie sah ja nicht, wie Milly ihr Gesicht in die Kissen barg und heiße, brennende, schmerzliche Thränen weinte.

Viertes Kapitel.

Die Rätin war abgereist und Milly mußte sich allein in den neuen Verhältnissen zurechtfinden. Dank der drei anderen jungen Damen, welche bei Frau Rautmann wohnten, gelang es ihr auch rascher, als sie anfangs gedacht hatte. Zwei der jungen Künstlerinnen, Fräulein Jenny Völkerding und Fräulein Conny Rosenberg, waren freilich erst ein halbes Jahr in Berlin und hatten noch keinerlei Erfolge aufzuweisen; Fräulein Käthe Meyer indessen hatte ihre Studien schon beendet, hatte in kleineren Städten bereits einige Konzerte gegeben und stand jetzt vor ihrem ersten großen Konzert in Berlin. Durch Vermittelung einer Konzertagentur war es ihr gelungen, in dem Konzert einer bekannten Liedersängerin als Pianistin auftreten zu dürfen, ein Glück, das nicht vielen der angehenden Künstlerinnen blühte, die meistens in ihren ersten Konzerten vor leerem Saale spielen mußten, wenn sie nicht selbst eine Anzahl Billets gekauft, welche sie dann an Bekannte und Verwandte verschenkten, um wenigstens ein kleines Publikum zu haben. Auch Käthe Meyer hatte etwa fünfzig Billets kaufen müssen und jetzt lief sie bei allen Bekannten umher, um die Billets, wenn auch für ermäßigten Preis, anzubringen. Da der Name der Liedersängerin, die in Käthes Konzert auftrat, bekannt war, so gelang es dieser auch, fast alle Billets wieder zu verkaufen.

„Uff, ist das eine schwere Arbeit,“ rief Käthe aufathmend aus, als sie am Tage vor ihrem Konzert in das allgemeine Musikzimmer der Pension trat. Dann warf sie sich in einen Sessel und redte ihre üppige Gestalt, daß das schwarze Seidenkleid in den Näthen krachte.

„Aber Sie haben doch auch erreicht, daß Sie in Berlin auftreten,“ meinte Jenny Völkerding kleinlaut, denn sie selbst hatte sich bislang vergeblich darum bemüht.

Käthe Meyer maß die zarte, schwächliche Gestalt Jenny's mit einem leicht spöttlich-mitleidigem Blick. „Oh, wenn man die richtige Persönlichkeit für sich zu interessiren weiß, ist das gar nicht so schwer,“ entgegnete sie. „Aber dazu gehört vor Allem eine gewisse Rechet und ein sicheres Auftreten. Ich begreife übrigens auch nicht, Fräulein Jenny, wie Sie mit Ihrer kleinen Figur Sängerin werden wollen. Dazu gehört doch vor Allem äußere Erscheinung.“

Jenny erröthete. „Man sagte mir aber allgemein, daß meine Stimme ausgebildet zu werden verbiente.“

„Man sagte“ — wiederholte Käthe Meyer spöttlich. „Wer sagte das? Etwa hiesige Professoren, Musikkritiker? He? Oder vielleicht Ihr Klavierlehrer daheim in Ihrem Provinznest?“

„O nein, ich habe auch Autoritäten um Rath gefragt.“ Käthe Meyer zuckte die vollen Schultern, trat vor den Spiegel, ordnete ihr reiches, dunkles Haar und verließ nach flüchtigem Gruß das Zimmer.

„Das ist eine unausstehliche Person geworden,“ nahm Conny Rosenberg das Wort, eine schöne südlische Erscheinung mit schwarzem, krausem Haar und großen, feurigen, braunen

Augen. Sie saß mit Milly an dem Flügel und war im Begriff gewesen, einige Koloraturen zu singen. „Früher war sie sehr nett, seit sie aber ihr erstes Konzert giebt, ist sie von ausgesuchter Arroganz. Laß Dir dadurch die Laune nicht verderben, Jenny,“ setzte sie gutmüthig hinzu, „und vor Allem den Muth nicht rauben. Deine Stimme ist sehr schön, wenn auch nicht gerade sehr umfangreich, aber für Soubrettenpartien reicht sie vollständig aus.“

„Du bist sehr gütig, Conny,“ entgegnete Jenny mit dankbarem Blick.

„Was gilt die Wette,“ fuhr die schöne Conny lachend fort, „in zwei Jahren sind wir Beide an ein und demselben Theater engagirt? Wart' nur, ich habe gute Bekanntschaften in maßgebenden Kreisen. In diesem Winter noch soll ich bei Krall auftreten — in einer kleinen Rolle natürlich — aber es ist doch ein Anfang — und wenn ich im Sattel sitze, dann werde ich an Dich denken.“

„Ah, wenn Du das wolltest, Conny!“

„Verlaß Dich auf mich. Und nun, kleine Milly, wollen Sie mir dieses Lied noch einmal begleiten?“

„Von Herzen gern.“

Conny's Stimme war in der That von großer Schönheit und gewaltigem Umfang, sodaß alle ihre Lehrer ihr eine glänzende Zukunft prophezeiten. Dabei war das junge Mädchen eine glänzende blendende Erscheinung, ihr Antlitz von eigenartiger südlischer Schönheit und ihre Gestalt von einem vollkommenen Ebenmaß. Gutmüthig und freundlich im Verkehr, wohnte ihrem Wesen doch eine lobernde Leidenschaft inne, welche sie zur Verkörperung von dichterischen Gestalten auf der Bühne wie geschaffen erscheinen ließ.

Während Jenny und Milly entzückt dem Gesange der Freundin lauschten, war unbemerkt von den jungen Mädchen die hohe Gestalt eines vornehmen Herrn eingetreten, dessen schwarzer Gehrock durch mehrere Ordensbänder geschmückt war. Das sorgfältig geschickelte Haar und das stark emporgerechete, etwas sturperhafte Schnurrbärtchen war bereits leicht ergraut. Der Herr mochte vielleicht fünfzig Jahre zählen, und wenn auch sein hageres Antlitz die Spuren des nahenden Alters und mancher lustig durchschwärmten Nacht nicht verleugnen konnte, so zeigte seine schlankte Gestalt doch noch die Leichtigkeit und Elastizität der Jugend. Freilich erschien sein jugendliches Wesen etwas gemacht und geziert, aber seine vollkommene Eleganz und seine weltmännische Freundlichkeit verwischten diesen Eindruck sehr bald. Dieses Pierliche, Gemachte, Gesuchte schien seinem Wesen angeboren zu sein; es erschien nicht gekünstelt, sondern als ganz naturgemäße Eigenschaft.

Als Conny ihr Lied beendet hatte, klatschte der Herr begeistert mit den feinbehandelten Händen Beifall, daß sich die drei Mädchen leicht erschreckt umsahen.

„Ah, Herr Direktor — Sie sind es?“ rief Conny aus und trat mit ausgestreckter Hand auf den Herrn zu, die dieser ergriff und ehrerbietig an die Lippen und das parfümirte Schnurrbärtchen führte.

„Verzeihen Sie, meine Damen,“ fuhr er lächelnd fort, „daß ich unangemeldet hier eintrat — man wies mich hierher, da ich mit Fräulein Conny zu sprechen hatte. — Aber, Fräulein Conny, wollen Sie mich den Damen nicht vorstellen?“

„Bitte — Herr Operndirektor von Krause — Fräulein Jenny Völkerding — Fräulein Emilie Sander.“

„Sehr erfreut, meine Damen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie studiren auch Musik?“

„Fräulein Völkerding ist eine vortreffliche Sängerin, Fräulein Sander bildet sich zur Pianistin aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Einiges vom Reichstage.

Eine Plauderei.

Auch der „Courier“ will in letzter Stunde noch einen kleinen Beitrag zur Reichstagswahl bringen. Aber haben Sie keine Sorgen, meine verehrten Leserinnen, es wird Alles ganz harmlos und politikklos sein, was ich Ihnen in den folgenden Zeilen mittheilen will. Es soll nur der Versuch gemacht werden, Sie in allerlei Dinge, die den Reichstag und seine braven Mitglieder betreffen und die Ihnen vielleicht zum Theil noch ein verschleiertes Bild zu Satz gewesen sind, einigermaßen einzuräumen. Es soll nur versucht werden, die gesetzlich festgelegten oder gemohnheitsmäßig eingeführten Bestimmungen über die deutsche Volksvertretung, ihre Rechte und Pflichten und ihre Geschäftsführung in einer gedrängten Uebersicht zusammenzufassen.

Am 12. Februar 1867 wurde in den Staaten des Norddeutschen Bundes das allgemeine und direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe eingeführt. Dieses Wahlrecht ging auch auf den Reichstag über, der durch Gesetz vom 18. April 1871 als eine einheitliche Vertretung des deutschen Volkes ins Leben gerufen wurde. Die Einwohnerzahl Deutschlands betrug damals 39 700 000 Seelen. Die Zahl der Reichstagsabgeordneten wurde auf 397 (je ein Abgeordneter auf 100 000 Seelen) festgesetzt.

Das aktive und passive Wahlrecht haben sämtliche männliche Reichsangehörige, falls sie das 25. Lebensjahr überschritten haben, nicht unter Vormundschaft stehen, sich nicht im Konkurs befinden, während des laufenden oder letztvergangenen Jahres Armenunterstützungen nicht erhielten und im Besiz der bürgerlichen Ehrenrechte sind. Das Wahlverfahren wird in der Weise ausgeteilt, daß die gesetzlichen Wahlkreise in Wahlbezirke zergliedert werden; für die letzteren wird eine Wählerliste angefertigt, welche die Namen der Wahlberechtigten enthalten und mindestens acht Tage öffentlich ausliegen muß, damit von Seiten der Wahlberechtigten auf etwaige Fehler aufmerksam gemacht werden kann. Die Wahlen müssen im ganzen Deutschen Reich an dem nämlichen Tage stattfinden. Gewählt ist Derjenige, der die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen erhält. Sollte sich eine solche nicht ergeben, so findet eine engere Wahl (Stichwahl) zwischen den beiden Kandidaten statt, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Tritt bei dieser Wahl Stimmgleichheit ein, so entscheidet ein durch den amtlichen Wahlkommissar zu ziehendes Loos, wer als gewählt zu betrachten ist. Die Stichwahl muß innerhalb vierzehn Tagen nach der vorausgegangenen Hauptwahl stattfinden. Der Gewählte erhält vom Wahlkommissar Nachricht und hat sich binnen acht Tagen über die Annahme oder Ablehnung der Wahl zu erklären. Häufig findet eine Wahlansetzung statt, es hat dann der Reichstag in einer Plenarsitzung über die Gültigkeit der Wahl zu entscheiden.

Durch Beschluß des Bundesraths unter Zustimmung des Kaisers kann der Reichstag jederzeit aufgelöst werden. Die darauf folgenden Neuwahlen müssen innerhalb eines Zeitraumes von sechzig Tagen, der Zusammentritt des Reichstages aber innerhalb neunzig Tagen nach dem Datum der Auflösung erfolgen. Die Einberufung des Reichstages geschieht durch kaiserliche Verordnung; der Eröffnungsakt selbst wird vom Kaiser durch Verlesung einer Thronrede vollzogen. Während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. geschah es am 3. Dezember 1895 zum ersten Male, daß sich derselbe dabei vom Reichskanzler vertreten ließ, da der Kaiser zu dieser Zeit in Breslau zur Gedächtnisfeier der Schlacht von Völgny-Pourpy weilte.

Jede im Reichstage zur Berathung gelangende Gesetzesvorlage, die sowohl von den verbündeten Regierungen, als auch von den einzelnen Reichstagsfraktionen eingebracht werden kann, muß drei Mal, und zwar jeder Paragraph für sich, durchberathen werden. Nach Schluß der ersten allgemeinen Berathung beschließt der Reichstag, ob eine Spezialkommission mit der weiteren Vorberathung des betreffenden Gesetzesentwurfs zu betrauen ist. Wird ein Entwurf schon in der zweiten Berathung abgelehnt, so tritt der Reichstag in die dritte Lesung nicht mehr ein. Beschlußfähig ist der Reichstag, wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder, mindestens aber 199, anwesend sind.

Die Reichstagsmitglieder erhalten keine Diäten, dagegen freie Eisenbahnfahrt von ihrem Wohnsitze nach Berlin und umgekehrt, und außerdem zur Vereisung ihres Wahlkreises.

Wird ein Mitglied in ein und derselben Rede zweimal ohne Erfolg zur Ordnung gerufen und fährt Redner dennoch fort, sich von der Ordnung zu entfernen, so kann ihm das Wort entzogen werden. Ein stillschweigendes Uebereinkommen bestimmt, daß die Person unleser Kaisers nicht in die Debatte hineingezogen werden darf. Den Abgeordneten ist das Verlesen schriftlich abgefaßter Reden nur dann gestattet, wenn sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Kein Reichstagsmitglied darf während einer Sitzungsperiode, ohne Genehmigung des Reichstags, wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer, wenn die Ergreifung bei Begehung der That oder im Laufe des nächsten Tages geschieht. Die Abgeordneten dürfen ferner wegen der im Reichstag gehaltenen Reden nicht gerichtlich belangt werden. Jede Reichstagsrede wird von zwei Stenographen gleichzeitig aufgenommen; dieselben stenographiren zehn Minuten pro Stunde und verwenden die übrigen 50 Minuten zum Uebertragen der Rede. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, sämtliche Reden sofort nach Beendigung fertigzustellen. Die Redner erhalten ihre Reden zur Korrektur überliefert; noch nicht zur Korrektur gelangte Berichte dürfen nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Redners oder des Präsidenten weitergegeben werden. Von jedem Sitzungstag wird ein stenographischer Bericht angefertigt, der auch durch jede größere Buchhandlung zu beziehen ist. Zur Aufnahme dieser Berichte sind gegenwärtig fünf etatsmäßige Beamte und neun Diätäre als Stenographen im Reichstag thätig.

Dem Präsidenten, dem die Leitung, Vertretung des Reichstages nach außen u. s. w. obliegt, steht die eigenmächtige Anstellung und Entlassung des Verwaltungsdienstpersonals zu. Er hat freie Dienstwohnung, vorläufig noch Pariser Platz 2 gelegen, die auf Reichskosten mit Mobiliar und Utensilien ausgestattet und ergänzt wird.

Der Mittwoch jeder Woche ist der sogenannte „Schwerinstag“, der auf Antrag des früheren Kultusministers, späteren Ministers des Innern Grafen von Schwerin seiner Zeit eingeführt wurde. An diesem Tage gelangen die von den Reichstagsmitgliedern gestellten Anträge zur Verhandlung. Bis zum Jahre 1894 bestand für diese Anträge die Bestimmung, daß diejenigen zuerst zur Berathung gelangen, die am frühesten eingebracht wurden. Da nun aber jede Reichstagsfraktion ein Interesse daran hat, ihre Anträge so früh wie möglich zur Berathung gelangen zu lassen, so überstürzten sich die einzelnen Parteien in der Stunde der Eröffnung des Reichstags, um ihre Anträge, die der Reihenfolge des Einganges nach nummerirt wurden, möglichst schnell einzubringen; es kam dabei häufig vor, daß eine kleine Reichstagspartei den Schwerinstag auf lange Zeit hinaus belegen konnte. Um dieses zu vermeiden, wurde die Bestimmung getroffen, daß alle in den ersten vierzehn Tagen nach Beginn der Reichstagsession eingebrachten Anträge als gleichzeitig eingegangen betrachtet werden. Ueber die Reihenfolge dieser zur Verhandlung gelangenden Anträge entscheidet nunmehr der Seniorenkonvent, der aus den langjährigsten Reichstagsmitgliedern aller Parteien zusammengesetzt ist und sich seiner Zeit, um eine Lücke in der Geschäftsordnung des Reichstags auszufüllen, ohne gesetzliche Vorschrift, aber als Ergebnis der Berathung aller Parteien bildete.

Die letzten Reichstagswahlen fanden am 15. Juni 1893 statt. Nach der amtlichen Statistik waren wahlberechtigt 10 628 292 Personen, von denen nur 7 702 265 ihr Wahlrecht ausübten und von dieser Zahl noch 28 292 ungiltige Stimmen abgaben.

Allerlei.

Unser Kaiser hat kein englisches Blut. Diese Behauptung dürfte Vielen auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, da des Kaisers Mutter ja die Tochter der Königin von England ist. Aber die nachfolgenden, trockenen Thatsachen sollen beweisen, daß der deutsche Kaiser ebenso wenig englisches Blut in sich hat wie die Königin von England. Diese Monarchin gehört dem seit 184 Jahren in England herrschenden Hause Hannover an. Dieses war ein deutsches Fürstengeschlecht, das Kurhaus von Hannover (bis 1698 Herzogthum Braunschweig-Lüneburg). Wir wollen den Beweis für das reindeutsche Blut auf dem englischen und deutschen Thron erbringen durch die nachfolgende

Stammtafel.

Georg I. Kurfürst von Hannover, seit 1714 König von England, Sohn des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg und der kurfürstlichen Prinzessin Sophie; vermählt mit Sophie Dorothea von Lüneburg-Celle.

Deren Sohn: Georg II., vermählt mit Karoline v. Ansbach.
 Deren Sohn: Friedrich Ludwig (starb vor seinem Vater),
 vermählt mit Auguste v. Sachsen-Gotha.
 Deren Sohn: Georg III., vermählt mit Charlotte von
 Mecklenburg-Strelitz.
 Deren Sohn: Eduard, Herzog von Kent, vermählt mit
 Luise Victoria v. Sachsen-Roburg.
 Deren Tochter: Victoria (f. 1837 Königin v. Engl.),
 verm. m. Prinz Albert v. Sachf.-Roburg.
 Deren Tochter: Victoria, vermählt mit Prinz
 Friedrich Wilhelm v. Preußen
 (1888 Deutscher Kaiser).
 Deren Sohn: Wilhelm II. (unser jetziger Kaiser).

Wie man hieraus sieht, fließt in den Adern der Regenten-
 familien der beiden größten germanischen Reiche nur rein deutsches
 Blut. Daß der erste englische König aus dem deutschen Hause und
 deutschen Blute Hannover Georg I. (f. die Stammtafel) auch zugleich
 von mütterlicher Seite Stammvater unseres Kaisers ist, dürfte auch
 Vielen neu sei. Georgs I. Tochter war nämlich die Gemahlin Königs
 Friedrich Wilhelms I. von Preußen und also die Urgroßmutter
 König Friedrich Wilhelms III., des Urgroßvaters unseres jetzigen Kaisers.

Die neuesten Alarmsignale der Radler. Die Pariser Be-
 völkerung fängt bereits an, in Folge der immer lauter, vielfältiger
 und beunruhigender sich gestaltenden Lärme, die jetzt Tag und Nacht
 in den Straßen widerhallen, ganz verwirrt zu werden. Da hört
 man das bekannte Läuten der Pferdebahnwagen, das Alarmhorn
 oder die Sirene der automobilen Gefährte und die vielerlei anderen
 gefahrantündigenden Laute, die jetzt in Mode gekommen sind, durcheinanderlärmern,
 so daß man zuletzt nicht mehr weiß, auf welches Geräusch
 man eigentlich Acht geben soll, um nicht überfahren zu werden.
 Am unheimlichsten haben sich nun in letzter Zeit die Pariser Radler
 gemacht, da sie sich längst nicht mehr an dem mehr oder weniger
 schrillen Glöckchen genügen lassen, sondern jedes neu erscheinende
 Alarmsignal mit Beschlag belegen und oft durch ohrenzerreißendes
 Getöse ihr Herrannahen ankündigen. Man hört zum Beispiel aus
 der Ferne einen unheimlich heulenden Ton, wie ihn ungefähr das
 Nebelhorn hervorbringt, um einen Schiffsstolz vor unvorsichtiger
 Annäherung zu warnen; die Droschkentreiber lenken mißmuthig ihr
 Geschäft auf die Seite, die Passanten zögern, den Damm zu über-
 schreiten und Jeder erwartet im nächsten Augenblick das laute Rasseln
 eines schnell dahinjagenden Motorwagens zu vernehmen. Statt
 dessen kommt irgend ein Jüngling auf seinem lautlos sich bewegenden
 Stahlrost vorübergeflogen und lacht schadenfroh über den allge-
 meinen Schrecken, den er verursacht hat. Dieses strenge Signal
 ist die letzte Ergründung des Bicyclisten; bis dahin hatte er durch
 den schrillen Pfiff einer kleinen Trompete überall, wo er sich sehen
 oder vielmehr hören ließ, Unruhe und Entsetzen verbreitet. Aller
 Voraussicht nach wird sich der rabelnde Parier nicht allzulange des
 Bergnützens erfreuen dürfen, mit seinem dumpf heulenden Alarm-
 signal eine Panik unter dem Publikum hervorzurufen. Die Klagen
 und Beschwerden über diesen Unflug laufen so zahlreich ein, daß
 sich die Polizei bald genug veranlaßt fühlen wird, energisch einzu-
 schreiten.

Feinschmecker unter den Vögeln. Die Landwirtschaft von
 Neu-Seeland ist in Verzwiefelung, und die Ursache dieser Verzwiefelung
 ist sehr sonderbar: die Hummel kann sich in Neu-Seeland nicht
 acclimatistren. Man hatte dieses Insekt nach einem feinen Plane
 eingeführt, damit es die Befruchtung und Kreuzung der Kleeblumen
 fördere. Die Vögel des Landes, die noch nie eine Hummel gesehen
 hatten, entdeckten sehr bald, daß sie nahrhafte und sehr schätzenswerte
 gastronomische Eigenheiten hätten, und richteten eine furchtbare Ver-
 heerung unter den Thieren an. Viele Vögel fressen die Hummel mit
 Haut und Haaren. Diese sind noch zu entschuldigen. Aber einige
 treiben die Gourmandie über alle Grenzen und erregen gerechterweise
 den Bohn der Landleute. Ein englischer Gelehrter, Herr Smith, be-
 richtet darüber Folgendes: Ein Vogel, den man „pams map“ nennt,
 schlägt mit seinem Schnabel der Hummel den Bauch auf und verzehrt
 nur die Eingeweide. Ein anderer Vogel, den man in Neu-Seeland
 „Tin“ nennt und der zur Familie der Stare gehört, treibt es noch
 ärger. Der „Tin“ ist ein Honigfresser. Er hat nun herausgefunden,
 daß der Körper der Hummel einen honigsüßen Saft enthält, und
 seit jenem Tage hat er es sich zur Gewohnheit gemacht, die Hummel
 zu tödten, da er der Ansicht ist, daß dieses eines der praktischsten und
 leichtesten Mittel zur Erlangung seiner Lieblingsnahrung ist.
 Und man kann gar nicht daran zweifeln, daß er das Thier nur wegen
 des zuckersüßen Saftes tödtet, denn man findet sehr häufig ganze
 Gruppen von geöffneten Hummeln, die ihres Honigladens beraubt
 sind, während der übrige Theil des kleinen Körpers unberührt ist.
 Wer hätte jemals so viel Bosheit und einen so ausgeprägten ver-
 brecherischen Trieb bei Staren vermutet?

Eine patriotische Wette. Zwei Mitglieder der Madrider
 Aristokratie haben im Klub eine Wette von 200 000 Mk. gemacht, die den
 gegenwärtigen Aufenthalt des Schwabers des Admirals Cervera
 zum Gegenstande hat; der Eine behauptet, daß es auf dem Wege
 nach den Philippinen ist, der Andere, daß es sich in Santiago
 befindet. Die Wette wurde vor einem Notar abgeschlossen mit der
 Bedingung, daß der Wetteinsatz für die Nationalsubskription bestimmt
 sein soll.

Blüthenlese aus den „Lästigen Blättern“.

Unverdiente Würde.

Anna (beim Aufräumen): Da sagt mir eben die Madame, daß
 unser Herr vom König zum ordentlichen Professor ernannt worden
 sei. Na, da hat sich aber Majestät nicht vorher richtig hier im Studir-
 zimmer umgesehen!

Gemischte Gefühle.

„Wie haben Sie denn den Abend vor der Hochzeit Ihrer Tochter
 verlebt, den letzten Abend, den Ihre Tochter im Elternhause zu-
 brachte?“

„Nun, mein Mann hat Weine geprobt und ich und meine
 Tochter, wir haben Probe gemeint!“

Localpatriotismus.

A.: Wiefo gefällt Ihnen Berlin denn besser als Paris?

B.: Das will ich Ihnen sagen: die Leute in Berlin verstehen
 mein Französisch besser als die in Paris.

Schlechtes Refultat.

Frau Spitzig: Warum sind Sie denn mit Ihren Töchtern so
 schnell von Thale abgereist?

Frau Rund: Weil wir dort so schlechte Ausflücht hatten.

Frau Spitzig: Sie hatten doch Aussicht auf so viele Berge?

Frau Rund: Aber auf keine einzige Heirat.

Heimkehr.

A.: Nun, Du lehrst ja drei Tage später, als Du uns ge-
 schrieben, aus den Alpen zurück?

B.: Ja, so lange schrieb der Wirth an der Rechnung!

Plausible Ausrede.

Gast: Hier finde ich eine Nadel in der Suppe! Kellner, was
 ist denn das?

Kellner: Wohl nur ein Druckfehler, Herr, es soll eigentlich
 Nudel heißen.

Druckfehler.

Der Student kam ganz ermüdet im Bauernhose an und
 klagte über Durst, worauf er von der Bäuerin mit Wasser gekräftigt
 wurde.

In der Nachmittags-Vorstellung.

Bankier (zu seiner Frau, die sich während einer Aufführung von
 „Kabale und Liebe“ die Augen trocken): Rosa, schäm' Dich, Du
 wirst doch nicht weinen bei ermäßigte Preise?!

Vom Büchertisch.

— Zum 40jährigen Jubiläum der Entdeckung des Seeweges
 nach Ostindien bringt die „Gartenlaube“ in ihrem neuesten Heft
 einen sehr lehrreichen Beitrag aus der Feder Paul Holzhausens,
 dem ein Bild des fähigen portugiesischen Seefahrers Vasco de Gama
 beigegeben ist. Ein anderer Aufsatz behandelt die deutschen National-
 feste, deren erstes im Jahre 1900 hoch über den Fluß des Rheins,
 auf dem Niederwalde, wo die Germania stolz und friedensstark die
 Kaiserkrone über die deutschen Lande emporhebt, abgehalten werden
 soll. Fedor v. Köppen weiß viel Interessantes über die Kaiserergaßler
 vom Koffhäuser“ zu erzählen, die bald nach dem Tode des Hohenzollern-
 kaisers Friedrich II. im Jahre 1250 ihr Wesen zu treiben be-
 gannen. Der kommenden Sommerzeit mit ihren Erholungsfreuden
 in Gottes herrlicher Natur trägt ein reich illustrierter Artikel von Prof.
 Dr. Theodor Petersen Rechnung, welcher das Kaprunerthal und seine
 Schönheiten schildert, und eine andere Abhandlung „Mein Feuer-
 salamander“ von Dr. A. G. Luz, mit einem Bild von A. Kull wird
 jedem Naturfreund willkommen sein. Eine für das Gemeinwohl höchst
 bemerkenswerthe Arbeit hat Prof. Dr. Liebermeister aus Tübingen
 über „Lungenschwindsucht und Höhenkurort“ beigezeichnet. Sie enthält
 wichtige Aufschlüsse über das Wesen dieses furchtbaren Feindes der
 Menschheit und giebt Mittel und Wege an, wie der Gesunde sich vor
 der Tuberkulose schützen und der von ihr Befallene Heilung oder
 wenigstens Besserung erzielen kann. Ferner finden wir in demselben
 Heft eine mit Illustrationen geschmückte Beschreibung des „deutschen
 Blindenheims Tsau-tswong in China“. Dr. G. Klaußen schreibt über
 das Thema „Die Bronze in der plastischen Kunst“, das durch zahl-
 reiche Bilder erläutert wird, und Richard von Strele ist mit einer
 Plauderei über „Erdbeeren“ vertreten. Der Bilderschnitt ist wieder
 ein ganz hervorragend künstlerischer. Wir wollen daraus nur er-
 wähnen die Bilder „Eternfreude“ von D. Graf, „In der Instruktions-
 stunde“ von Karl Müller, „Eingerechnet“ von S. Beer, „Vor-
 bereitungen zum Fest“ von A. Moreau, ferner „Der Milchmarkt am
 Singel zu Amsterdam“ von S. Herrmann, „Fantasia“ von
 Chr. Speyer, „Das letzte Gastmahl der Girondisten“ von L. Flameng,
 „Der kleine Lauscher“ von C. Fröschl, zu dem Fritz Bröning aller-
 liebste Verse lieferte, und die Kunstbeilagen „Johannes mit dem
 Lamm“ von Murillo und „Gebirgsbach“ von E. v. Lichtenfels. Für
 Unterhaltung haben zwei der besten Erzählerinnen der Gegenwart
 georgt: Marie v. Ebner-Eschenbach mit ihrer gemüthvollen Familien-
 geschichte „Die arme Kleine“ und W. Heimburg mit ihrem spannen-
 den Roman „Antons Erben“.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

